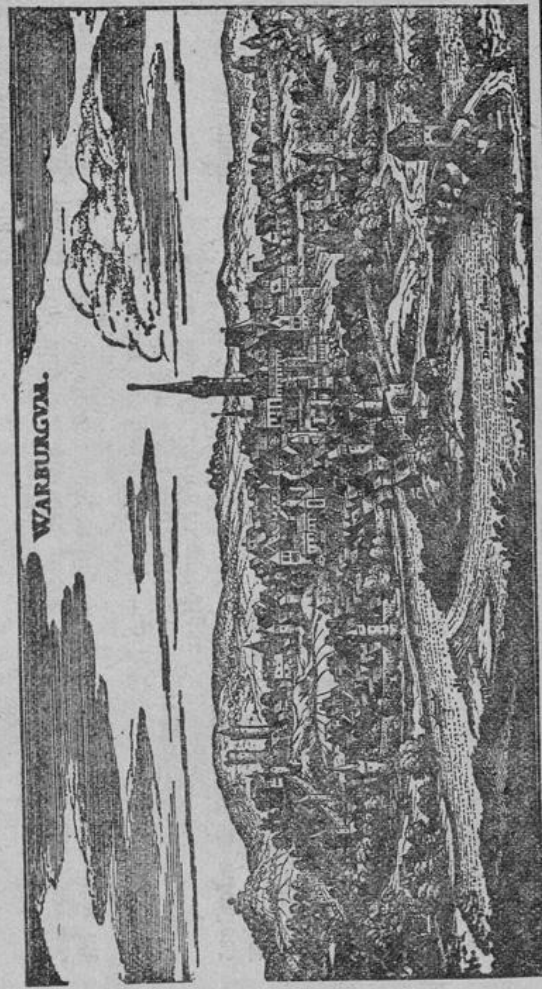


# Warburger Worte



Wöchentlich zweimal erscheinende  
**Unterhaltungsbeilage**  
**des Warburger**  
**Kreisblattes**  
die sich besonders der Pflege und  
Förderung des Heimatgedankens  
annimmt.  
Gesammelte Beiträge willkommen  
Nachdruck der Originalbeiträge  
verboten  
Erscheinungsstelle: W. Schöfers,  
Warburg

Nr. 91

23. November 1938

12. Jahrgang

## „Hotel zu den Domschatzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardelke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

gehören, denn der Vertil ist Ihnen alles, aber überwindung  
ist immer eine Mutter.  
überlegen Sie es sich einmal und seien Sie herzlich ge-  
grüßt von  
Ihren Stephan Jünger, Zeng und allen Domschatzen.  
Und dann schreibe der Kantor noch darunter: „Mein Leben  
ist für Sie und armer geworden, denn mein Herz wartet immer  
noch auf ein großes Wunder.“

Am nächsten Morgen wollten natürlich alle, alle mitfahren.  
Der Peter hatte es sehr schwer, auszuwählen. Der Zach war  
es wieder, der einen Vorsatz machte.  
„Weißt, Peter, ob der Aherer das große Auto nimmt oder  
ob er den Omnibus anpaßt, das macht immer viel aus.“  
Da können wir alle mitfahren.  
Und der Peter nicht zu dem Gedanken. Er hatte etwas  
ganz Großes vor. Und dabei brauchte er die Unterstützung  
der Kameraden.

„Sa, Zach“, sagte er, „am liebsten möcht' ich alle Doms-  
chatzen mitnehmen, aber ... wie bekomme ich sie denn alle  
frei? Das geht doch nicht!“  
„Du, das wäre eine Sache! Da kommt der Aherer den gro-  
ßen Omnibus nehmen, wo wir alle hin Platz hätten, mit dem  
wir damals nach Luitersdorf gefahren sind. Du, Peter, sprich  
doch mal mit dem Herrn von Luitensdorf!“  
Und das tat der Peter auch. Er enthielt ihm offen, was  
er vorhatte, was ihm das Herz bewegte.  
Der alte Lehrer sah ihn erst entsetzt an, aber dann lächelte  
er herzlich auf.

„Peter, einen schöneren Gedanken, den haben Sie noch  
nicht gehabt! Und dann müßt ihr Frau Anna ... das Braut-  
mädchen bringen! Wo Sie immer das Defizit fangen!“  
„Sa, Herr von Luitensdorf!“ entgegnete der Peter glückselig-  
leidend, „das paßt so gut dazu. Ach ... lieber, guter Herr von  
Luitensdorf ... sprechen Sie doch einmal mit dem Herrn Ref-  
tor, daß er uns allen frei gibt!“

Der Domkantor schüttelt den Kopf, ein verkommenes Leuch-  
ten der Freude ist in seinen Augen.  
Dann nimmt er ein Blatt Papier und schreibt den Text  
eines Telegramms auf.

„Der Vertil ist durchgebrannt. Er ist bei uns. Ich schicke  
ihn morgen unter Begleitung wieder zurück. Machen Sie sich  
keine Sorgen. Alles Weitere brieflich. Stephan.“

Dann ruft er den Peter.  
„Sei so gut, Peter, bring' das Telegramm gleich mal zur  
Post.“

Und als der Peter wieder zurück ist, da sagt er zu ihm:  
„Peter, du wirst morgen früh mit dem Vertil zurückfahren!  
Nimm' dir noch zwei oder drei Ruben mit. Ich sag' dem  
Aherer Bescheid, daß er auch im Auto nach Luitersdorf bringt,  
und auch wieder zurück. Sag' dem Herrn Rektor Bescheid,  
daß er auch Urlaub gibt. Kannst es ja über Herrn von Luit-  
ensdorf machen!“

Der Peter sieht den Domkantor strahlend an. Der Auf-  
trag ist nach seinem Geschmack. Da kam er das verur-  
teilen, was ihm vorgeschwebt hat.

„Sa, Herr Domkantor, das tue ich. Und arg aufpassen  
werd' ich auf den Vertil, das ist gewiß!“

„Ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann!“

Der Domkantor aber schreibt an Frau Anna einen Brief:  
„Liebe Anna! Der Vertil ist heute nachmittag ganz plötz-  
lich in der Probe erschienen, und es gab eine große Freude.  
Er hat mir mein Erbteil erzählt, daß er es vor Schluß nicht  
mehr ausgehalten habe. Ich und meine Ruben waren im  
Stimmen erhalten haben! Mein Telegramm werden Sie in  
wenigen erhalten haben! Der Vertil müßt' wieder unter sei-  
nen Kameraden sein. Daß er an Ihnen hängt, wie ein  
Kind eben an der Mutter hängt, das wissen Sie zu genau.  
Aber er liebt auch seine Domschatzen. Können Sie sich nicht  
dazu aufspringen, den Vertil wieder nach Luitensdorf zu  
geben? Ich weiß, Ihr Mutterherz wird dagegen aufbe-  
gehben!“

waren jet. Und endlich — nun hat er die kleine Warte mit trauer-  
ger Gebärde in die Höhe — war es dazu gekommen: zu ein-  
fachen, kleinen, bunten Kerzen, die man fast mechanisch her-  
stellen und groß ausführen, um sie recht als Wertschätzung zu  
stellen. „Also ein Halbeschen bin ich auch noch, Signorina“, ge-  
hand er offen. Oh, nein, sie fand sie wunderschön, so originell  
in der Form und — sie dachte doch etwas und schaute sich, die  
Königliche auszusprechen, dann fuhr sie eilig fort, daß die ihre,  
dabei, ähnlich bemalt jet, und unbedingt müßte sie diese dazu  
haben. „Mutter und Kind“, sagte sie lachend, „denn meine ist  
großer.“

Die in Schlosswig-Hofheim, sagte er vor sich hin. Dann  
hob er den Blick und betrachtete sie lange. „Ihr Gesicht war mir  
bekannt“, rief er aus, „sie war blond wie Sie und hatte die-  
selben etwas hartblauen Augen, und sie hieß Anna.“  
„Anna, wie ich?“, sagte sie sanft, nicht mal sehr erstaunt  
über den Zusammenhang. Er antwortete nicht. In seiner alt-  
modischen Uhrstube hing ein kleines Medaillon, das versuchte  
er zu öffnen. Es gelang ihm nicht, sie half ihm. „Sa, ja, meine  
Großmutter“, rief sie nun doch überrascht aus, „und das selbe  
Bild hängt — nur größer — bei uns zu Hause.“  
„Es handelt von mir, Signorina. Dies war der erste Ent-  
wurf, den ich machen mußte — denn der deutsche Herr wollte  
sich von meinem Können überzeugen, ehe er mir den Auftrag  
gab, seine schöne Tochter zu malen. Und sie — sie gab mir  
später das kleine Medaillon zur Erinnerung und zum Auf-  
bewahren des Bildes.“

„Das haben Sie rein gelassen“, sagte Anna herzlich und nahm  
seine Hand in die ihre. „Aber wie ging es weiter, kam keine  
Fortsetzung?“

Lothar Maler, wie es ja auch geworden ist! — und sie, die ver-  
wöhnte Tochter eines reichen Grundbesitzers — nein, ich würde  
das nie geglaubt haben. Ein paar mal schrieben wir uns noch  
— dann war's aus. Und ich heiratete eine gute Frau aus Expi-  
Sie ist lange tot.“

„Auch meine Großmutter“, gestand Anna.

„Ich habe sie sehr lieb gehabt.“ Der Alte neigte den Kopf.  
„Man sollte sich schneller entschließen und nicht zu viele Be-  
denken haben“, meinte sie da heiter und gedächte eines fern  
Menschen, dem sie nun selbst etwas „offenbar“ konnte.

## Der Weneishauer Barentanz

Schurke von Alfons Dabud

Außerdem stand zu befürchten, daß der Vär für lange  
Zeite wenig Verstand hätte. Andererseits war es mit  
bloßem Stillhalten auch nicht getan. Konnte man überdies  
überhaupt wissen, wie lange dieser Vär schon hier in der  
Grube lag und sich nach einem ordentlichen Frühstückshappen  
sehnzte?

Schmerzhaft war dem Janosch zumute. Und dabei, so  
dachte er, soll doch so ein Vär auch ein höchst musikalisches  
Wesen sein, sozusagen ein Kollega!

Diese Erwägung gab dem Manne plötzlich einen eben-  
so nachdenklichen wie rettenden Gedanken ein. Flugs ergriff er  
seine Klarinette und bildete eine Tangelei nach der andern.  
Das Gedröhl setzte eine Weile aus, statt dessen vernahm  
der zu Tode Erschrockene näherkommendes Tapsen.

„Gellie Muttergottes von Mariabühl!“

Der Vär richtete sich auf, wie Janosch jetzt erkennen  
konnte, richtete sich in seiner ganzen Größe auf — und begann,  
sich wiegend nach dem Zeit der Klarinette zu drehen.

Dem Janosch blieb wortwörtlich die Spude weg, und  
er bildete sich nicht wenig darauf ein, den Vären durch die  
Macht der Musik gewähnt zu haben.

Bedauerlicherweise stellte sich hinterher heraus, daß es  
sich um einen jähnen Tangelei handelte, der sogar noch einen  
Wundertrug. Das Tier war seinen Herren, umherstreifenden  
Zigeunern, entlaufen. Sie suchten und fanden es und jagen  
den Musikanten beim Morgenrauschen mit aus der Grube.

Der Janosch hat freilich die Gefährliche später ganz, ganz  
anders erzählt ...

hätte sie ausbreiten mögen. Sich lächerlich machen, sich auf-  
fallend benehmen, das verabscheute sie. Aber dem einen, dem  
sie verwehrt hatte, sie zu begleiten — denn der Soldat sollte von  
ihm allein entlastet werden — dem hätte sie nun doch einen Anteil  
an ihrem Glück gegönnt!

Sa, man tut nicht immer das Rechte. Sie wandte sich von  
der Aussicht der Ruhe zu und streifte mit gleichgültigem Aus-  
druck die Klage hinter einem winzigen Schaufenster, das so  
ungünstig im letzten Haus hier oben eingebaut war. Aber da  
— die rechte den Hals. Keine Entschuldig? Ohne sich zu bekümmern  
betrat Anna das Laden, aus dessen Ecke sich ein ehr-  
würdiger alter Mann mit schneeweißen Haar und großen  
schwarzen Augen erhob. Schnell, als müsse sie sofort Gewißheit  
erlangen, wies sie auf eine kleine, etwas roh bemalte Karte, deren  
oberer Rand zu vier Buchstaben ausgeweitet war. Woher kam sie,  
wie kam sie hierher?

Der Ladenbesitzer nahm die kleine Karte in die Hand, be-  
trachtete sie lächelnd und sagte, das sei eine spezifisch caprellische  
Form, seit etwas unmodern geworden ...

Atemlos erwiderte der junge Gast, doch, oben in  
Schlosswig-Hofheim, habe sie das selbe Bild, und sie glaubt,  
es sei ein Ereignis einheimischer Volkstümlichkeit, obwohl sie nie  
ein zweites gesehen habe. Und ihre Großmutter, von der sie die  
Karte geschenkt erhalten habe, widersprach nicht, sondern lächelte  
nur und senkte einmal, auch Woten hätten ihre Gedächtnisse ...  
Sie hielt inne. Wie kam sie nur dazu, diesem wildfremden  
Mann so viel Vertrauen zu schenken? Dann sa, die Freude über  
den Fund hatte ihr die Zunge gelöst, und wenn er lachen würde,  
was tat's?

Aber er lachte nicht. Leise sagte er vor sich hin: „Gefähr-  
liche!“ — und dann in einem plötzlichen Ausbruch und ganz  
reinem Deutsch: „Schlosswig-Hofheim, sagte sie erstaunt. Bei  
seinem Aussehen sah sie es ihr beinahe an.“

Er nickte. „Janosch, Deutscher.“ Er amerte tief auf. „Hier  
hängen gebieten, wie so mancher, der sich nicht zur rechten Zeit  
zu trennen vermag.“

„Allmählich fand er die Worte, die er an-  
fangs suchen mußte.“ Janosch, der die Schönheit der Insel  
berauscht hatte, der sie in immer neuen Bildern festzuhalten  
versuchte, obgleich sein eigentliches Nach wohl das Verbot an-

Schmerzhaft war dem Janosch zumute, so erzählten  
bis an den Rand heim. Es war noch zu jener Zeit, da wilde  
Vären in dem großen Weneishauer Wald hausten und des  
öfteren Menschen und Vieh anfielen. Man schätzte da im  
Bildlich tiefe Gruben aus, in denen sich die Besten von  
Zeit zu Zeit fingen.

Leider geriet der Janosch auch in solch ein erbärmliches  
Loch, das mit dünnen Zweigen und Laub überdeckt war. Er  
rutschte gewaltig ab und stürzte nicht wenig auf die Weneishauer  
Bauern, die solche Wärenten so nahe am Wege angelegt  
hatten, daß ein etwas fruchtbarer Christenmensch gleich  
merkterte die steilen Wände hinabstaut.

Es war freilich in ein bedrohliches Dröhnen über-  
gegangen, verriet dem plötzlich erschrockenen Mann, daß er in  
eine höchst unheimliche Gesellschaft geraten war.

Aber wie der alte Augustin voran in Wien in dem  
Wassengrab bei den Pestleichen aufwachte und dennoch seinen  
Gnurr nicht verlor. So war auch der Janosch aus Kullstain  
geistesgegenwärtig genug, zu begreifen, daß hier etwas Außer-  
ordentliches geschehen mußte.

Mit Rufen und Hufeisenschritten war hier nichts zu machen,  
das war klar. Denn wo ist noch Weneishauer?

